

Alles Käse.

Wohl niemand hätte für möglich gehalten, dass sich obige Feststellung einmal als qualitätsentscheidender Faktor beim Beurteilen von Lebensmitteln entpuppen würde. Seit uns jedoch Produkte wie Gel-Schinken (behördlich attestierter Spitzenreiter ist ein „Schinken“ mit gerade 38% Fleischanteil) und Analogkäse heimsuchen, kann man angesichts einer Pizza nur hoffen, dass darauf wirklich „Alles Käse“ ist – und eben nicht die euphemistisch verbrämte Mixtur aus Wasser, Milch-, Soja- oder Bakterieneiweiss, Emulgatoren, Aroma- und Farbstoffen sowie Geschmacksverstärkern. Vielleicht sollte man zur Kennzeichnung solcher Erzeugnisse – das Wort Lebensmittel mag man in diesem Kontext genausowenig in den Mund nehmen wie den Analogkäse selbst – vielmehr auf bewährte Wortschöpfungen der Möbelindustrie zurückgreifen und dem Verbraucher einfach eine Pizza mit Käseoptik andienen. (Denkbar ist allerdings eher, dass die für solche Wortschöpfungen auch stets dankbare Möbelbranche künftig Kunststoffische mit Holzoptik als Analogholz verkauft.)

Mittlerweile empört sich auch die durch die umfangreiche Berichterstattung vom Boulevard bis zum Feuilleton aufgerüttelte breite Öffentlichkeit über diese Auswüchse. Genauer betrachtet waren diese jedoch leicht vorhersehbar, zudem sind sie alles andere als neu. Leicht vorhersehbar, weil jedem, der Zwei und Zwei zusammenrechnen kann, klar sein muss, dass der gnadenlose Preiskampf im Lebensmittelsektor (und ganz besonders in dessen unterstem Segment) gravierende Auswirkungen auf die Qualität haben muss. Nicht neu, weil beispielsweise die Wurst schon vor 100 Jahren als Paradebeispiel eines undurchschaubaren Lebensmittels galt, von dem Otto von Bismarck sagte: „Je weniger die Leute wissen, wie Würste und Gesetze gemacht werden, um so besser schlafen sie.“

Dabei ist gegen radikal veränderte Lebensmittel wie den von Justus von Liebig entwickelten, aus echtem Rindfleisch gewonnenen hochkonzentrierten Fleischextrakt gar nichts zu sagen. In ihm ist schliesslich genau das enthalten, was man erwarten darf: Rindfleisch und sonst nichts. Fragwürdig wird es indes nicht erst, wenn von den auf der Verpackung oder durch die Bezeichnung suggerierten Inhaltsstoffen wenig bis nichts vorhanden ist. Und eine Pizza mit Analogkäse und Formfleisch-Vorderschinken nähert sich im Nährwert vermutlich bedenklich ihrem aus Holz gefertigten und als Kinderspielzeug vertriebenen Pendant an.

Wir stellen dieser Entwicklung seit jeher die haltbaren Lebensmittel in unserem Katalog (und seit einigen Jahren auch die frischen Produkte im Angebot unserer brot&butter-Läden in Berlin, Düsseldorf, Köln, München und Waltrop) entgegen. Es sind „richtige“ Lebensmittel, wobei das Attribut „richtig“ hier in des Wortes altem Sinn gemeint ist als „gut, ordentlich, stimmig und integer“. Richtig in diesem Sinne schliesst also alles aus, was die landwirtschaftliche (und erst recht die lebensmittelchemische) Produktion heute fragwürdig und eben „falsch“ erscheinen lässt – in tierschützerischer, ökologischer, landschaftsästhetischer, wirtschaftlicher und schliesslich in geschmacklicher Hinsicht.

Auch andere haben ein Auge auf Produktion und Inhaltsstoffe von Lebensmitteln: Die vom ehemaligen Greenpeace-Manager Thilo Bode gegründete und bis heute von ihm geführte Organisation Foodwatch verfolgt einen ganz einfachen, radikalen Ansatz: Sie kämpft für das Recht der Verbraucher auf sicheres und gutes Essen. Eigentlich etwas Selbstverständliches, doch im heutigen Überfluss gibt es offenkundig einen erheblichen Mangel an geschmacklicher und inhaltlicher Qualität. Foodwatch seziert die verbraucherfeindlichen Praktiken der Lebensmittelindustrie, legt sich mit dieser und mit ihren Lobbyisten an – und mit denen, die leicht unter deren Einfluss geraten, also Politikern aller Couleur. Detaillierte Informationen über das Wirken von Foodwatch finden Sie im Internet unter www.foodwatch.ch, Ross und Reiter werden unter www.abgespeist.de genannt.



Es grünt zu grün.

Längst scheinen die Propheten der Ökologie und die entschiedenen Bekämpfer des drohenden Klimawandels keine Latzhosen mehr zu tragen, längst bevorzugen sie Nadelstreifen und Kostüm. Diesen Eindruck hinterlassen jedenfalls die Imageanzeigen und Werbekampagnen, die in den letzten Jahren die Umweltverträglichkeit von Produkten in den Mittelpunkt stellen. Schliesslich kommt heute kaum ein Unternehmen umhin, sich auch auf dem Feld der Ökologie zu positionieren. Unter besonderem Druck stehen dabei solche, die ganz unmittelbar mit Energieverbrauch und Klimabilanz assoziiert werden: der Energiesektor, die Automobilindustrie und die Luftfahrtindustrie. Aber auch die Politik gehört dazu: Umweltpolitik wird schliesslich heute in allen Parteiprogrammen gross geschrieben.

Da wird der Bau neuer Braunkohlekraftwerke gefordert und mit technologischen Entwicklungen wie der technischen Abtrennung von CO₂ gerechtfertigt, die bei genauer Betrachtung frühestens in 10 Jahren zur Verfügung steht (wenn überhaupt, keinesfalls jedoch bei den aktuell geplanten Werken). Oder man warnt im prominent platzierten Interview mangels neuer Braunkohle- und Atomkraftwerke vor sommerlichen Stromausfällen und verschweigt, dass zumindest in Deutschland die Erzeugungskapazitäten in den letzten Jahren vehement ausgebaut und durchaus nicht durch Stilllegung von Kraftwerken gemindert wurden.

Da werden Benzinverbrauch und Schadstoffausstoss markeneigener Automodelle in eindrucksvoll sinkenden Kurvendiagrammen dargestellt und ganze Teile der „Flotte“ unterschlagen. Da wird die Dosenverpackung (da recyclebar) zum ökologisch sinnvollen Akt, indem man die ökologischen Herstellungskosten nicht mitrechnet.

„Greenwashing“ heisst diese Technik im angelsächsischen Sprachraum und hat als Begriff bereits 1998 Eingang in das Oxford Concise Dictionary gefunden. „Greenwashing funktioniert nur, solange niemand mitrechnet“, heisst es im Klappentext zu Toralf Stauds Buch „Grün, grün, grün ist alles, was wir kaufen“. Staud rechnet mit und unterzieht Anzeigen und Imagebroschüren systematisch einem „Faktencheck“.

Er sieht das Phänomen der „Grünfärberei“ auch in Deutschland in gewaltigem Aufwind. Der häufig – gelinde gesagt – recht kreative Umgang mit naturwissenschaftlichen Fakten und Statistiken ist jedoch nachprüfbar, wobei das Internet gute Dienste leistet: Gutachten, wissenschaftliche Studien und verlässliche Untersuchungen sind erreichbar, und sowohl als Buchautor als auch in seinem Blog www.klimaluedendetektor.de legt Staud seine die geprüften Anzeigen entlarvenden Quellen jederzeit offen. So kann das kleine Buch als ebenso lehrreiche wie unterhaltsame Einführung in die Klimadebatte dienen, es hat aber auch eine Qualität, die nicht die geringste ist, die man einem Buch überhaupt zuschreiben kann: Es fördert die Skepsis vor dem allzu flott geschriebenen und üppig illustrierten (Werbe-)Wort und führt gleichzeitig vor Augen, wie dehnbare und streckbar scheinbar selbstverständliche Begriffe („Nachhaltigkeit“, „Effizienz“, „ökologisch“) werden können, wenn sie in die Hände von Werbeagenturen geraten.

Toralf Staud: Grün, grün, grün ist alles, was wir kaufen. Lügen, bis das Image stimmt. Köln, Kiepenheuer & Witsch 2009.

Eine kleine Unabhängigkeitserklärung.



Im Editorial der Hausnachrichten vom Mai dieses Jahres haben wir geschrieben, die derzeitige Krise könne dazu führen, dass „wieder echte Solidarität und Subsidiarität, aber auch Autarkie und Wehrhaftigkeit entwickelt werden“. Das letzte Begriffspaar wollen wir hier noch einmal aufgreifen, um unseren Standpunkt zu verdeutlichen (und nicht, weil es zu offensichtlichen Missverständnissen führen kann – nicht nur Bücher, sondern auch Wörter haben ihre Schicksale). Der durch die Philosophiegeschichte mäandrierende Begriff der Autarkie – als makroökonomischer Begriff radikalisiert – wurde vor allem im 20. Jahrhundert übel missbraucht und folgerichtig heftig angegangen. Es schwingt mit die Erinnerung an dumpfes Denken, an Muckefuck als Kaffee-Ersatz und an Konzepte des in sich geschlossenen, „national gestalteten Wirtschaftsraums“. Ein kurzer Blick auf Nordkorea, die einzige radikale Autarkie praktizierende Wirtschaft der Gegenwart, reicht aus, um die verheerenden Folgen dieser ideologischen Verblendung zu begreifen.

Als wirtschaftlicher Begriff ist Autarkie also belastet, wer ihm nachspürt, bewegt sich schnell auf vermintem Gelände. Dabei ist es jedoch hier wie überall: Erst extreme Verzerrung macht das Gesicht zur Fratze. Im gleichen Sinne: Geht es um die radikale Autarkie des Einzelnen, so wäre sie bestenfalls als Neuaufgabe der Inflationsheiligen der Zwanziger Jahre zu verstehen, die inmitten selbstgezogenen Gemüses lustvolle Askese predigten. Die Extreme sind mithin lächerlich und taugen nichts.

Die Neuentdeckung der Mündigkeit.

Doch es lohnt sich zu fragen, was Begriff und Idee der Autarkie als Gegenentwurf zu einem uneingeschränkt agierenden Wirtschaftsliberalismus heute taugen. Aus dessen Perspektive ist Autarkie ja geradezu ein Skandal und wird augenblicklich mit dem Schreckgespenst des Isolationismus in Verbindung gebracht. Das aber geht am Kern der Sache vorbei, denn Autarkie meint zweierlei: Selbstversorgung, vor allem aber Selbstbestimmung. Es geht also weniger um ökonomische Abschottung als vielmehr um Entscheidungsfreiheit. Autark ist jemand, der die ihn angehenden Dinge selbst entscheiden kann, und wenn der Begriff heute auch ökonomisch wieder an Bedeutung gewinnt, dann hat das in erster Linie damit zu tun, das die in weltweiter Verflechtung operierende Wirtschaft in manchen Punkten Züge einer Entmündigungsmaschinerie angenommen hat.

Soziale Systeme.

Dieser Kontrollverlust wird im Bereich ehemals kommunaler und staatlicher Dienstleistungen besonders deutlich. Die Liberalisierungs- und Privatisierungseuphorie vergangener Jahre ist hier längst verfliegen und an die Stelle grosser Versprechungen sind zahlreiche messbare Misserfolge getreten. An die Stelle staatsmonopolistischer Akteure sind private Monopolisten oder Oligopole getreten. Die dabei entstandenen Kollateralschäden fielen auf das gemeinschaftlich organisierte Sozialsystem zurück. Kommunale Dienste brachten es zu den bizarrsten Erscheinungen, wenn etwa städtischer Besitz im Rahmen eines „Cross-Border-Leasing“ ver- und gleichzeitig langfristig zurückgemietet wurde – was derzeit vielen Städten heftig auf die Füsse fällt. Aber die kommunale Ebene war es auch, auf der sich erster Widerstand organisierte. In etlichen deutschen Gemeinden z.B. lösten Pläne, die örtlichen Stadtwerke zu verkaufen, Bürgerbegehren aus. Die Überzeugung vieler Bürger, dass die „Daseinsfürsorge“ gemeinschaftlich organisiert werden sollte, verhinderte den Verkauf in zahlreichen Fällen und sagt nichts anderes aus, als dass das Konzept der Selbstversorgung für eine beachtenswerte Mehrheit alles andere als überholt ist. Längst beschränkt man sich dabei nicht mehr auf Verhinderung, Rückeroberung ist erklärtes Ziel etwa der Initiative



„Energie in Bürgerhand“ in Freiburg im Breisgau; den „Stromrebell“ von Schönau im Schwarzwald ist sie bereits gelungen. Wesentliche Teile von Produktion und Dienstleistung, so die Kernaussage solcher Abstimmungen und Initiativen, sollten dem Zugriff privater und/oder globaler Grossakteure entzogen und kontrollierbar bleiben – und eben das bezeugt nichts anderes als ein Beharren auf autarkem, selbstbestimmtem Handeln.

Unabhängigkeit statt Selbstbeschränkung.

Im privaten Bereich sind derlei Rückeroberungsstrategien schon lange etabliert. Der zunehmende Erfolg von quelloffener Software ist ein gutes Beispiel, und dies aus zwei Gründen. Erstens, weil hier konkrete Selbstversorgung (sprich: Quelltext zu programmieren) mangels Fähigkeit nur eine Minderheit betreffen dürfte. Und zweitens, weil es gerade in diesem Bereich nicht allein ökonomische Gründe sind, die als Motivation herhalten müssen. Kaum ein Nutzer begründet seine Präferenz mit überteuerten Softwarepreisen. Weitaus wichtiger, ja in den meisten Fällen das einzige Ziel ist Unabhängigkeit – und die ist bei quelloffener Software in vielen Bereichen schon so weit erreicht, dass von einer Selbstbeschränkung, wie sie im Begriff der Autarkie immer mitschwingt, kaum mehr die Rede sein kann.

Ein anderes, im Wortsinne bodennahes Beispiel: Wer sich ernsthaft mit dem heutigen Zustand der Lebensmittelindustrie beschäftigt hat, wird sich kaum wundern, dass derzeit nicht nur die Hofläden, sondern auch die vorstädtischen Kleingärten enorme Konjunktur haben. Anders als in der Nachkriegszeit, als einige Quadratmeter guten Bodens existenzsichernd sein konnten, treten die neuen Gärtner dabei keinem Mangel entgegen. Die Supermarktregale liegen voll, und nie waren Lebensmittel so billig wie heute. Es geht auch hier eher darum, in Fragen des Lebensnotwendigen die Kontrolle partiell zurückzuerlangen.

Produktiver Rückschritt.

Die Beispiele mögen gesamtwirtschaftlich Petitessen sein, ja geradezu Anekdotencharakter haben. Sie zeigen dennoch: Die Wiederentdeckung des Autarkiebegriffs hat weder mit den historischen Mustern einer abgeschotteten Wirtschaft noch mit fröhlich-naiver Kommunenromantik zu tun. Es geht vielmehr darum, Dinge, in denen man sich einer fragwürdigen ökonomischen Radikalität ausgeliefert hat, wieder selbst in die Hand zu nehmen. Und gerade deshalb wundert es uns auch nicht, dass nach Jahrzehnten systematischer Auslagerung des produzierenden Gewerbes in Billiglohnländer schon von einer Renaissance der Manufakturen die Rede ist. Sie stellen sich einem aus weltweiten Quellen gespeisten Überfluss und vertrauen dennoch auf Geschäftserfolg: Die Zahl derer, die bei ihren Konsumentscheidungen auf nahe und nachvollziehbare Ressourcen zurückgreifen, wächst – wir finden, aus gutem Grunde und zu Recht.

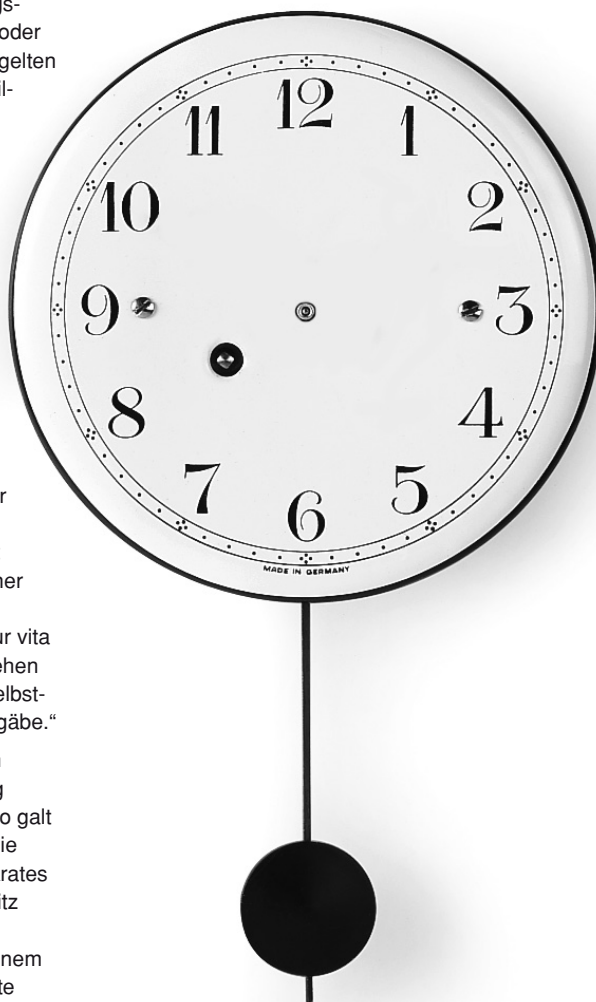


Müßig gehen.

In unserer verzweifelt schnellebigen, zwangs- hektischen Welt haben Begriffe wie Musse oder gar Müßiggang nicht eben Konjunktur. So gelten rasende, notorisch auf Tastaturen von Mobiltelefonen und Computern herumtippende Finger nicht als Symptom der Hyperaktivität, sondern als Beleg zeitgemässer Technikbeherrschung.

Hält sich die Musse gerade noch im Randbereich des Positiven auf, ist der Müßiggang spätestens seit der allgemeinen Verbreitung protestantischer Arbeitsethik („Müßiggang ist aller Laster Anfang“) übel beleumundet. Friedrich Nietzsche konstatierte dazu: „Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite: der Hang zur Freude nennt sich bereits „Bedürfnis der Erholung“ und fängt an, sich vor sich selbst zu schämen. „Man ist es seiner Gesundheit schuldig“ – so redet man, wenn man auf einer Landpartie ertappt wird. Ja, es könnte bald soweit kommen, dass man einem Hange zur *vita contemplativa* (das heisst zum Spaziergehen mit Gedanken und Freunden) nicht ohne Selbstverachtung und schlechtes Gewissen nachgäbe.“

Es sei daran erinnert, dass bei den grossen Denkern der Antike Musse und Müßiggang dagegen hohe Wertschätzung genossen. So galt es nach Aristoteles als ausgemacht, dass die Glückseligkeit sich in der Musse findet. Sokrates lobte die Musse gar als den schönsten Besitz von allen und nannte sie die Schwester der Freiheit, und auch Diogenes hielt nach eigenem Bekunden viel vom Müßiggang. Dabei sollte nach Augustinus von Hippo nicht etwa träges Nichtstun locken, sondern das Erforschen und Auffinden der Wahrheit, oder mit Cato dem Älteren gesprochen: „Niemals ist man tätiger, als wenn man dem Anschein nach nichts tut.“



Die Philosophen redeten jedoch mitnichten der Faulenzerei das Wort, sondern den wertvollen und charakterbildenden Augenblicken der Musse in ihrer ursprünglichen Bedeutung – als Gelegenheit und Möglichkeit, eben als entspannte, von Pflichten freie Zeit, die mit Kontemplation, geistigen Genüssen und leichten, vergnüglichen Tätigkeiten einhergeht.

Für solche Momente der Musse muss und sollte man sich bewusst entscheiden, denn nur allzu leicht ist man in der unermüdbaren Geschäftigkeit gefangen, vor der Søren Kierkegaard schon im 19. Jahrhundert warnte, sie schliesse den Menschen aus der Welt des Geistes aus und stelle ihn auf eine Stufe mit den Tieren, die instinktiv immer in Bewegung sein müssen. Ein Anfang ist gemacht, wenn man der Empfehlung Heinrich von Kleists folgt: „Man müsste wenigstens täglich ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde betrachten, ein sanftes Lied hören oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den schöneren, ich möchte sagen, den menschlicheren Teil unseres Wesens zu bilden.“

Wir können uns die Empfehlung nicht verkneifen, auch hin und wieder mit etwas weniger hehren Zielen müßig zu gehen, und – das kann wohl zu einer sehr langen Mussephase führen – einfach absichtslos im Manufactum-Katalog zu blättern und zu lesen, weiterzublätern und weiterzulesen. Dabei raten wir ausdrücklich, das Bestellformular nicht einmal gedanklich in die Hand zu nehmen, um jede dekontemplative Anwendung zu unterdrücken, und halten es mit Fontane: „Die Dinge beobachten gilt mir beinahe mehr als sie besitzen.“ In diesem Falle sind wir ganz einverstanden und streichen auch – sozusagen im Akt letzter Geschäftigkeit – das Wörtchen „beinahe“.

Literarischer Nachtrag.



„Über die Schulter hängte er sich eine geräumige provenzalische Wandertasche aus weichem Schafleder, die er sich, wie er sagte, irgendwann in München hinter dem Rathaus bei *Manufactum* besorgt habe – und die ihm augenscheinlich zu nichts anderem diene, als darin ein Notizbuch und einen Bleistift spazieren zu tragen.“ So zu lesen in Michael Köhlmeiers Novelle

„Idylle mit ertrinkendem Hund“. In unserer Tasche wäre noch reichlich Platz, natürlich, da hat der Erzähler recht; dass der Lektor, um den es geht, nur ein Notizbuch und einen Bleistift mitführt, finden wir wiederum naheliegend, denn manchmal hilft ein festgehaltener Gedanke weiter als üppiger Proviant.

Das gilt insbesondere für den Autor selbst. Seine unpräzise, berührende Novelle, die ein familiäres Unglück verdichtet – was an sich kaum möglich ist – findet in der kleinen Form zu einer erzählerischen Kraft, die man manch langatmigem Roman wünschen möchte.

Für dieses kleine grosse Buch eine Empfehlung auszusprechen, fällt uns sehr leicht, und der geringste Grund ist darin zu sehen, dass wir es in ihm zu einer literarischen Randnotiz gebracht haben.

Michael Köhlmeier: *Idylle mit ertrinkendem Hund*. Wien, Deuticke 2008.

Recht schreiben.



Das Thema Rechtschreibreform greifen wir nun (trotz uns immer wieder erreichender diesbezüglicher Bitten) nicht mehr auf, sondern lassen es dort liegen, wo es unserer Meinung nach hingehört: in der Ablage „Erledigte Fälle“. Die Reform – ein Wort, das ja für jede Art von Veränderung, aber nicht per se für Verbesserung steht – und die Reförmchen der Reform: Wer möchte die oder die zuverlässig folgenden Erregungen noch kommentieren – wir jedenfalls nicht.

Wir schreiben wie gehabt in alter Rechtschreibung, und solange uns nicht fuderweise Post ins Haus rollt, dies nun endlich zu ändern, werden wir dabei bleiben. Im anderen Falle wahrscheinlich auch.



Böse Dinge.

Neben guten Dingen gibt es auch andere, nicht nur schlechte, sondern sogar böse. Damit sind im vorliegenden Fall weniger Gerätschaften und Maschinen gemeint, die sich, wie in Horrormangas und -filmen, von selbst in Bewegung setzen, um sich an ihren menschlichen Erfindern für ihr Sklavendasein zu rächen, sondern Geschmacklosigkeiten aus den

letzten hundert Jahren. Diese zeigt in einer Ausstellung das Werkbundarchiv – Museum der Dinge in der Oranienstrasse 25 in Berlin. Sie läuft noch bis zum 30. November und steht unter dem Motto: Böse Dinge. Eine Enzyklopädie des Ungeschmacks.

Zu sehen ist ein spannendes Sammelsurium, dessen Ursprünge zurückgehen auf Gustav E. Pazaurek, der 1909 im Stuttgarter Landesgewerbemuseum seine „Abteilung der Geschmacksverirrungen“ eröffnete. „Für seinen Fehlerkatalog“, so ist es auf der Homepage des Museums zu lesen, „bediente er sich einer drastischen Nomenklatur, die heute zu Recht befremdet. Die strafrechtlichen Kategorien, mit denen Pazaurek die Dinge etikettierte, lesen sich wie eine Metaphorik des Bösen. Die Börsartigkeit der Dinge bezieht sich dabei nicht auf Taten, die mit ihnen ausgeführt werden könnten, nicht auf ihren Zweck oder ihren Zeichencharakter, sondern auf das Böse bzw. Schlechte, das sich in ihrer Ausführung, Gestaltung und in ihrer Funktionsfähigkeit manifestiert.“

Besucher des Museums werden aufgefordert, sich an der Erforschung des Ungeschmacks zu beteiligen: Sie erhalten bei Mitbringen eines „bösen Dinges“ freien Eintritt. Wer zur Sparsamkeit neigt, zahlt also nur mit einem Geschmacksouting.

Falls Sie vorhaben, ein bei uns erworbenes Produkt an der Museumskasse abzugeben, werden wir das tapfer ertragen, bitten aber im Sinne der Sortimentsarbeit für unseren nächsten Katalog um einen kurzen Hinweis.

www.museumderdinge.de



Pakete unterwegs, am Ziel und in der Warteschleife.

In den letzten Hausnachrichten haben wir über die Kinderkrankheiten unseres neuen Auslieferungslagers geschrieben und angedeutet, dass diese bald ausgestanden sein würden. Heute konstatieren wir grösstenteils eine gute Gesundheit und eine erfreuliche Entwicklung; es hat sich aber in einem Bereich um eine recht hartnäckige Erkrankung gehandelt, die wohl erst in den nächsten Monaten endgültig austherapiert sein wird.

Dabei geht es darum, dass wir bisweilen sehr unterschiedliche Dinge wie Bleistiftanspitzer und Sense, Zahnpulver und Lodenmantel, Papierklammern und Aufschnittmaschine gemeinsam in einem Paket unterzubringen haben, was schwierig, aber durchaus lösbar ist. Doch für das zusammenführende Kommissionieren besonders heterogener Artikel brauchen wir viel Platz und Kapazitäten – und beides haben wir heute noch nicht in ausreichendem Masse (der grosse Erfolg des Garten- und des Bekleidungskataloges hat die Sache nicht einfacher gemacht). Während also auch umfangreiche Aufträge mit Teilen begrenzter Grösse schon heute zumeist in sehr kurzer Zeit auf den Weg zu Ihnen gebracht sind, hakt es nach wie vor bei der Zusammenführung kleiner Artikel mit solchen, die hinsichtlich Abmessung oder Gewicht aus dem Rahmen fallen.

Weil wir mit unserem Dienstleister nicht vorausschauend genug geplant haben, sahen wir uns in den letzten Monaten Herausforderungen gegenüber, die sich mit Feinjustierungen nicht beheben liessen. Deshalb haben wir unser Konzept noch einmal gründlich überarbeitet, schaffen neue Kapazitäten und Flächen und passen Abläufe zwischenzeitlich mit erheblichem manuellem Aufwand an (während des laufenden Betriebs), was



einer Rosskur gleichkommt. Da ein erkanntes und konzeptionell gelöstes Problem eine wesentlich bessere Prognose erlaubt als ein nicht lokalisiertes, sind wir begründet zuversichtlich, dass die Engpässe bald endgültig überwunden sind. Was in der Übergangszeit in den kommenden Monaten immer noch passieren kann: Sie erhalten für eine Bestellung zeitgleich mehrere Pakete statt einem (was sich selbstverständlich nicht in Ihren Versandkosten niederschlägt), und es kann nach wie vor insbesondere bei Aufträgen mit grösseren Teilen zu Verzögerungen kommen, für die wir uns entschuldigen.

Bitte rufen Sie bei Unstimmigkeiten unser Kundenzentrum unter (08 48) 83 04 00 an, damit umgehend eine Nachforschung über den Stand der Dinge gestartet wird und Sie Nachricht über den Status Ihrer Lieferung erhalten.